

In der Lagune wird fast nicht gesprochen. Kurz bevor es Abend wird, liegt etwas in der Luft, das einen allenfalls einlädt zu lauschen, nicht zuletzt deshalb, weil man beim Schlingern des Bootes unglaublicherweise in die Vergangenheit zurückkehrt. Aber diese Rückkehr (die auch ein inneres Lauschen ist), ist praktisch nicht zu beschreiben. Sie ist ein Nichts. Eine zu füllende Leere, denn die Sinne nehmen nur das Licht des Sonnenuntergangs und ein ganz leises, rhythmisches und geheimnisvolles Rauschen wahr. Der Rest sind undeutliche Erinnerungen an die ersten Tage des Lebens. Mein Boot ist zum Beispiel ein Holzboot, das in einer Welt aus Plastik überlebt hat. Seine Beplankung ist aus Eichenholz, sie stammt von einer Eiche aus den Bergen Istriens oder Dalmatiens. Es ist mir jedoch noch nie gelungen, zum Ausdruck zu bringen, was das Wort „Beplankung“ in mir, in den Tiefen meiner Seele auslöst. Ich weiß nur, dass die ineinander verzahnten Bauteile des Bootes – mit einem Wort, das Knarren der Beplankung – bei mir ebenfalls eine Art *flashback* auslöst. Das ist alles, was ich zu sagen vermag. Und bald wird das vielschichtige Wort „Beplankung“, das ich so sehr liebe, für immer verschwunden sein. Getilgt aus der Schifffahrtsterminologie, aufgrund eines Prozesses, der mich an ein Ritual erinnert, das die wenigen überlebenden Bewohner einer Südseeinsel beibehalten haben: Immer wenn ein Mensch stirbt, löschen sie ein Wort aus ihrem Vokabular. Aus diesem Grund bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass es keine genau definierte Grenze zwischen meinem Leben

und dem meines Bootes gibt. Das sage ich mir ganz heiter, bevor es auf einem Scheiterhaufen verbrannt wird oder langsam auf der Groto-Sandbank verrottet.

Ich machte die Leinen am Bug los und ließ mich langsam von der Flut abtreiben. Dann, nachdem ich so lange wie möglich gewartet hatte, um den Zauber nicht brechen zu müssen, machte ich den Motor an und das Boot nahm Fahrt auf. Erst jetzt streckte sich das Mädchen auf der Kabine aus und betrachtete schweigend den Himmel. Weiter vorne, hinter der großen verfallenen Hütte auf der Insel Safon, dort, wo der Kanal schmaler wird und die Dämme des Taglio Nuovo beginnen, auf der linken Seite, in einem dichten Tameriskenwäldchen, befand sich die Behausung eines Mannes, der hier das ganze Jahr über allein lebte. Das Schilfdach seiner Hütte war bereits zu sehen, aber wir waren noch zu weit entfernt, um zu erkennen, ob er wie immer zu dieser Stunde bereits vor seiner Tür saß. Er war kein Fischer und vielleicht besaß er nicht einmal ein Boot. Als man das Bellen eines Hundes hörte, fiel mir ein, dass er von manchen „der Mann mit dem schwarzen Hund“ genannt wurde. Der Hund gehörte ihm. Wenn er einen Augenblick im dichten Laubwerk auftauchte, wirkte er genauso sonderbar und feindselig wie sein Besitzer.

Um das zu verstehen, muss man mit dieser Welt vertraut sein. So kann man nur leben, wenn man entweder ein Weiser oder ein unverbesserlicher Misanthrop ist. Aber am Anfang weiß niemand, dass einen die Lagune krank macht, läutert, auf das Wesentliche reduziert. Die Natur ist hier so stark, dass sie in kürzester Zeit dein Leben bestimmt. Sie beugt dich, so wie der Maestral die Tamerisken beugt. Und beim Sprechen dämpft man immer mehr die Stimme, bis „in Verbindung mit der Welt“ zu sein bedeutet, dem großen Ganzen oder einfach nur dem Wind im Schilf zu lauschen.

Die junge Frau betrachtete den Himmel oder träumte.

Der Damm, der sich im Gegenlicht verdunkelte, schien hin und wieder unterbrochen, und im Wasser spiegelten sich die Rückenwände der verfallenen Hütten, die Algenhaufen, die vom Zufall durchein-

andergewürfelten Dalben. Hin und wieder tauchte ein Überrest aus wer weiß wie lange vergangener Zeit auf. Und während die Möwen dem Boot folgten, über dem Kielwasser dahinsegelten, wurden wie bei einer Kamerafahrt zuerst das Profil der Alpen am Horizont sichtbar, und dann im Vordergrund ein Kreuz, das an ein Unglück erinnerte, ein Reiherpaar und schließlich Tarlaos kleine Insel. Giovannini trat aus seiner Hütte und blieb im Viereck der Tür stehen, um zu grüßen. Mit erhobenem Arm machte er zwei Schritte nach vor und eine unverständliche Geste. Ich beschloss, lieber doch das Positionslicht anzumachen. Wenn man die Lagune nicht gut kennt, sollte man eigentlich den Anker auswerfen und schlafen. In der Dunkelheit sind die Kanäle nämlich noch hinterhältiger. Aber ab Tarlaos Insel wird alles einfacher. Die Kanäle werden breiter, und die Strömung ist wieder günstig bis zu der Stelle, wo sich bei einer Flussmündung weiter im Norden das Süßwasser mit dem Salzwasser des Meeres vermischt.

Als die aus drei Pfählen bestehende Dalbe auftauchte, die den Beginn des San-Pietro-Kanals markiert, sah ich auf die Uhr. Es war erst neun. Noch nicht spät. Immerhin war ich nur noch eine gute Meile von der Anlegestelle entfernt. Wie immer orientierte ich mich vorne am Licht des Campanile von Grado und achtern an Cassiopeia. Der Polarstern ist immer irgendwo in der Nähe, aber nicht leicht zu sehen. Ich folgte also den Reflektoren der Dalben, bis ich nur noch ein paar hundert Meter von dem grün blinkenden Lichtsignal entfernt war, und bevor ich zu einem weiten Bogen nach links ansetzte, warf ich noch einen Blick auf das offene Meer. Es waren keine Lichter zu sehen, und daraus schloss ich, dass die Fischerboote schon alle heimgekehrt waren.

Ich dachte an Cassiopeia. Sie würde nie wieder so sein wie heute.

Das Mädchen war gerade von der Kabine heruntergeklettert, als das Boot langsamer wurde, allerdings nur einen Augenblick. Dann blieb es stehen. Die Schiffsschraube drehte vergeblich. In aller Ruhe versuchte ich mich zu orientieren. Vor mir lag der Campanile – sogar den Engel konnte man sehen –, und ganz hinten rechts blinkte das rote Leuchtfeuer. Alles schien ganz normal zu sein, aber ich musste gestehen: Ich hatte mich von der Strömung auf die Grotto-

Sandbank ziehen lassen, die ich übrigens sehr gut kannte, weil ich mir hier immer Köder besorgte, wenn ich fischen ging. Ich setzte mich also mit dem Mädchen auf die Bank am Heck, um – was in dieser Situation wohl das naheliegendste war – zu versuchen, das Boot im Rückwärtsgang wieder flottzumachen. Ich ließ den Motor auf Hochtouren laufen, aber umsonst. Dann versuchte ich mich mit dem Ruder abzustoßen, aber als ich damit den Boden berührte, musste ich feststellen, dass wir genau am Rand der Sandbank festsaßen. Ich versuchte noch einmal, mich abzustoßen, und bat auch das Mädchen, mir dabei zu helfen, aber umsonst.

Wir sahen uns beinahe belustigt an, wussten jedoch, dass wir nicht die ganze Nacht hier bleiben konnten. Um besser nachdenken zu können, beschloss ich, den Motor abzustellen. Eine wunderbare Stille machte sich breit. Dann begann ich instinktiv die Sterne zu suchen. Der lange Arm des Schwans zeigte wie immer nach Südosten, und Wega war wie immer ganz allein. Die Zwillinge, der Adler, Aldebaran. Dann die Plejaden ... Vom Höhepunkt des Himmels beschrieb die Milchstraße einen Bogen in Richtung Gardasee.

Ich hatte eine Idee. Allerdings hätten wir auch gar nichts anderes tun können. Das Mädchen sollte auf die Sandbank steigen und links vom Bug anschieben, während ich backbords mit Schraube und Ruder steuerte. Sobald das Mädchen im Wasser war, machte ich den Motor an, legte den Rückwärtsgang ein und stellte die Steuerstange gerade. „Schieb!“, rief ich. Es dauerte nur einen Augenblick. Der Druck der Strömung auf das Steuer, der Sog der Schraube und der von dem Mädchen erzeugte Schub erzielten die gewünschte Wirkung. Allerdings hatte ich nicht vorausgesehen, dass sich das Boot um die eigene Achse drehen würde. Das Boot, das von der Gezeitenströmung auf der einen Seite erfasst wurde, trieb von der Sandbank weg, und die Frau hatte keine Zeit, wieder hinaufzuklettern. Ich rief ihr zu, sie solle warten, ich würde umdrehen, aber da hatte sie sich bereits ins Wasser gestürzt, um mir nachzuschwimmen.

Und nun geschah etwas absolut Unvorhersehbares.

Um das Boot steuern zu können, muss die Strömung anliegen, allerdings darf sie nicht stärker sein als die Eigengeschwindigkeit des

Bootes. Ich war also gezwungen, eine größere Kurve zu ziehen. Aber je mehr ich mich der Mitte des Kanals näherte, desto stärker wurde die Strömung und die Abdrift nahm zu.

„Wo bist du?“, schrie ich, „wo bist du?“

Es antwortete eine schwache und weit entfernte Stimme. „Ich bin hier!“, rief das Mädchen. Aber obwohl ich in alle Richtungen spähte, konnte ich sie nicht sehen. „Sag mir, wo du bist!“, schrie ich noch einmal und wartete auf eine Antwort. Die kam, wenn auch ganz leise. Dann nichts mehr.

Die Dunkelheit war vollkommen und die Lichter der Insel brachten mich absurderweise noch mehr durcheinander. Zuerst sah ich sie links und dann rechts, als ob das Boot steuerlos dahintriebe. Ich dachte, der Lärm des Dieselmotors würde die Stimme der Frau übertönen, und deshalb machte ich ihn aus. Ich versuchte, klar zu denken und mich zu orientieren. Ich rief aufs Neue nach ihr, ich schrie ihren Namen, so laut ich konnte, horchte, und stellte mir, wie in solchen Augenblicken immer, die schrecklichsten Dinge vor ... Ich konnte mir einfach nicht erklären, wie ich hatte auflaufen können, ich hatte diese Strecke doch schon Tausende Male zurückgelegt: auch in der Dunkelheit und bei jedem Wetter. Aber vor allem konnte ich mich nicht damit abfinden, dass ein wunderschöner Nachmittag so hatte enden müssen. Am liebsten hätte ich geweint.

„Kannst du mich hören?“, schrie ich wieder aus vollem Halse. Immer wieder, bis mich ein Hustenkrampf zwang, mich hinzuknien.

Dann stand ich wieder am Bug. Plötzlich sah ich vom Meeresgrund eine Qualle aufsteigen; zuerst eine und dann noch eine. Sie waren groß und leuchteten. Einen Augenblick lang musste ich bei ihrem Anblick an einen weißen Rock denken, an einen Schal, mit einem Wort, an etwas, das mir nicht aus dem Sinn ging. Sodass ich ein paar Augenblicke an etwas ganz anderes als an die Quallen dachte ... Dann gesellte sich noch eine dritte hinzu, und ein Stück weiter vorne noch eine, und dann noch welche, bis sie sich unter dem Boot zu einer phosphoreszierenden Wolke verdichtet hatten, die immer größer wurde. Irgendetwas kroch über den Meeresboden, aber ich konnte weder erkennen, was genau es war, noch wie groß

es war. Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Ich verstand gar nichts mehr. Die Lichter der Insel wanderten immer mehr nach links, während das Boot ungebremst auf das offene Meer hinauszutreiben schien. Von Magenkrämpfen geplagt, schrie ich immer wieder ihren Namen. Bis ich keine Luft mehr bekam. Mit so etwas Absurdem konnte ich mich einfach nicht abfinden.

Aber sobald wieder Stille eingekehrt war, hörte ich einen ganz leisen Sog, wie wenn eine Meeräsche an der Oberfläche jagt. Ich wartete reglos. Eine Zeitlang – ich habe nie herausgefunden, wie lange es dauerte – passierte gar nichts; aber schließlich erkannte ich ganz langsam, als ob sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnten, an der Seitenwand, auf halber Höhe des Bootes, etwas Weißliches, das sich in kurzen Abständen zusammenzog. Zuerst dachte ich an einen Tintenfisch, aber nur einen Augenblick lang. Bis ich wieder das dumpfe Geräusch vernahm, begleitet von stockendem Atem und Schluchzen. Da begriff ich, dass sich eine Hand am Boot festklammerte.

Ich beugte mich über Bord und packte die junge Frau an den Haaren. Sie war völlig erschöpft, aber unversehrt. Es erschien mir wie ein Wunder. Ich versuchte ihr Mut zuzusprechen, denn ich hatte schreckliche Angst, sie könnte ohnmächtig werden. Ihre Worte wurden von einem pfeifenden Geräusch verzerrt.

„Schaffst du es noch einen Augenblick?“, fragte ich sie. Das Mädchen nickte. Da nahm ich das Tau und wickelte es ihr um die Brust, wobei ich riskierte, ebenfalls ins Wasser zu fallen. Dann zog ich fest zu und packte das Mädchen wieder an den Haaren.

„Hör mir gut zu“, sagte ich zu ihr, „hör mir gut zu, du bist in Sicherheit, du musst dich nur ausruhen. Du wirst schon sehen, irgendwie ziehe ich dich an Bord. Mach dir keine Sorgen.“

Es vergingen ein paar Minuten, während das Boot von der heftigen Gezeitenströmung weiter abgetrieben wurde. Aber das spielte nun keine Rolle mehr.

Als die Frau wieder zu Atem gekommen war, sagte sie ganz leise. „Ich glaubte schon, es nicht zu schaffen. Ich war mir sicher, dass ich sterben würde.“

„Nur ruhig“, antwortete ich, „halte dich mit der anderen Hand gut fest, und bleib vor allem ruhig.“

Auch ich musste Ruhe bewahren, denn es war mir klar, dass das die entscheidenden Augenblicke waren. Ich suchte die kleine Leiter, die ich immer verwendete, wenn ich schwimmen gehen wollte, denn das Schiff hatte sehr hohe Seitenwände. Ich suchte sie verzweifelt auf dem Kajütenaufbau. Dann erinnerte ich mich, dass sie an der Reling befestigt war. Ich nahm sie vorsichtig und befestigte sie mit der Leine an einer Öse. Erst dann ließ ich sie ins Wasser. Als ich merkte, dass die Haken eingerastet waren, beugte ich mich wieder über Bord und sagte mit fester Stimme zu ihr. „Pass gut auf! Du darfst jetzt keinen Fehler machen. Hör mir gut zu! Ich löse jetzt das Tau, damit du dich bewegen kannst. Dann nehme ich deine linke Hand und lege sie auf die oberste Sprosse der Leiter, und erst dann, wenn du dich sicher fühlst, kletterst du hinauf. Bis dahin halte ich dich um die Mitte fest ... los!“, fügte ich hinzu. Als es der jungen Frau gelungen war, sich an der Seitenwand hochzuziehen, blieb sie ein paar Augenblicke kopfüber auf der Reling liegen, um wieder zu Atem zu kommen. Dann erholte sie sich langsam und kletterte an Bord.

„Cassiopeia hat mich gerettet“, stieß sie hervor, „ich bin auf sie zugeschwommen, bis mich die Kräfte verlassen haben ...“